



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

-d.: Victor Cherbuliez.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

bild irgend eines Nachfolgers von Francia Bigio, und einer heiligen Familie in lebensgroßen Figuren (Bes. Graf Berchem), Replik des Bildes im Palazzo Barbarini in Rom, welches auf einer Stufe mit denen der Großvenor-Sammlung und der Madrider Gallerie steht. — Unter dem Titel Sassoferrato ferner begegnet uns eine Molinari'sche Copie des bekannten „Silence“ genannten Bildes im Louvre, das dem Annibale Caracci zugeschrieben wird. Ebenso ist der „S. Sebastian von Guido“ eine Copie, auch der heilige Hieronymus, welcher für Correggio gilt, hat nicht das mindeste Recht an diesen Namen. Das Porträt, Kniestück, eines Edelmanns, das dem Paris Bordone zugewiesen ist, läßt ungeachtet der Beschädigung erkennen, wie meisterlich der Venezianer durch die Hand des Georg Pencz nachgeahmt wurde. Die „Tizian'sche Madonna, ein unechtes Stück aus der ehemaligen Artaria'schen Sammlung in Wien, ist immerhin ein interessantes Bild, das man am ersten dem Polidoro Lanzani wird zuschreiben dürfen.

G.

Victor Cherbuliez.

„Genf ist die Welt in einer Nuß“, — es will scheinen, als ob diese Worte, die Bonstetten gegen Ende des vorigen Jahrhunderts schrieb, sich immer mehr und mehr bewahrheiteten. Ist doch der Genfer je länger je mehr Cosmopolit geworden; in einem Contingent, wie es schwerlich eine andere Stadt aufweisen wird, sendet es seine Söhne und Töchter in die Familien aller Länder, und nicht geringer ist der Gegenstrom fremder Einzügler. Zu den mannigfaltigen Gattungen derselben kommt in unseren Tagen wohl eine ganz neue: die jungen Helden von Frankfurt, welche um procul militiis leben zu können, ins Land der Winkelriede verstoßen werden. Die Stadt am Lemman hat für den Pulsschlag der Fremde gleichsam ein doppeltes Sensorium und es spiegeln sich ja in dem inneren Leben des kleinen Staates die religiösen und socialen Gegensätze, welche die Welt bewegen, concentrirter und schärfer als je. Aber gerade in Bonstettens Sinne treffen seine Worte nicht mehr zu. Denn was er hervorheben wollte, war jenes harmonische Zusammenleben und gegenseitige Aufeinanderwirken der geistigen Aristokratie, vor allem der literarischen Größen, die hier residirten und in ihrem Verkehre die Reize der Pariser Geselligkeit, die man in der großen Stadt nur zerstreut zu genießen vermochte, in holderer Enge vereinigten. Diese Eigenschaft mußte Genf, je mehr es selbst große Stadt und namentlich Fremdenstadt wurde, verlieren;

ganz besonders aber klagen die Genfer selbst über die Zerspaltung ihrer Literatur, deren jetzige Hauptgrößen ihren Schriften bald ein englisches, bald ein französisches, bald ein deutsches Gepräge geben und wesentlich diesen fremden Literaturen angehören, während eine ächt heimathliche Färbung, die localen Anschauungen und der eigenthümliche Humor der Vaterstadt nach dem Dahinscheiden Töpffers nur noch einmal, bei dem faustischen Maler Hornung, den man darum wohl auch den letzten Genfer genannt, hervorgetreten ist.

Indessen genießt zu Genf eine Anzahl von Familien, die dort gleichsam ein geistiges Patriciat zu wahren haben, eines traditionellen Rufes in der literarischen Welt, der sich zugleich auf ihre Verdienste um die Heimath gründet; man gedenke nur der Namen Pictet, Saussure, Candolle*). Zu ihnen gehört, wenn auch erst seit einer kürzeren Periode, die Familie Cherbuliez. Noch leben die drei Söhne jenes Abraham Cherbuliez, welcher der Begründer der bedeutendsten Buchhandlung zu Genf wurde: Anton, eine der Hauptstützen jener berühmten juristisch-nationalökonomischen Richtung, der auch Sismondi einst angehörte; Joel, dessen geistvolle Schriften über Genf einen gleichen Sturm von Beifall wie von Widerspruch erregten, endlich André, der älteste, der, nachdem er früher mit einer englischen Familie in Italien und später bei einem russischen Fürsten gelebt, in Genf sich als Geistlicher und später als Professor der altclassischen Literatur einen Namen erwarb.

Erst im Jahre 1860 ist der Sohn dieses Letzteren, Victor Cherbuliez, damals ein Mann von 30 Jahren, mit einer Schrift vor die Oeffentlichkeit getreten. Er hatte schöne Lehr- und Wanderjahre durchgemacht. Nachdem er in Genf eine gründliche Vorbildung genossen, war er in Paris zu sprachwissenschaftlichen und Kunststudien übergegangen, hatte sich später in einem längeren Aufenthalte zu Bonn und Berlin in das Studium der hegel'schen Philosophie vertieft, auch in näherem Verkehr mit Schelling gelebt, immer zugleich mit dem Studium der bildenden Kunst beschäftigt und dem Genusse unserer deutschen Musik mit Begeisterung ergeben. Alle noch so vortheilhaften Stellungen, die ihm im Lehrfache angeboten wurden, verschmähend, wendete er die Mittel, die ihm durch eine kleine Erbschaft zufielen, auf eine Reise nach Italien, Kleinasien und Griechenland, um dann, ins Vaterland heimgekehrt, seine schriftstellerische Thätigkeit zu beginnen.

Sein erstes kleines Buch, „Causeries Athéniennes à propos d'un cheval de Phidias“ war in Form und Inhalt gleichsam das Programm zu allen nachfolgenden. Es war einem italienischen Grafen gewidmet und machte sich

*) Vgl. Marc Monnier, la révolution de Genève et les Genevois en 1868. Revue des deux Mondes vom 15. Dec. v. J.

mit Geist als Gründlichkeit an die Lösung eines bedeutenden ästhetisch-philosophischen Problems in den Gesprächsformen der höchsten gesellschaftlichen Kreise, indem es den mannigfaltigen Gesichtspunkten der Betrachtung, den philosophischen, kulturhistorischen, poetischen und religionsphilosophischen, durch Individuen verschiedener Nationalitäten Gestalt gab. Damit hatte er die Methodik aller seiner Arbeiten gezeichnet. Der Charakter der Antike aber, wie er ihn hier beschreibt: „die Kraft, die sich kennt und beherrscht, die Schönheit, die ihrer selbst genießt“, wird als das Beste und Kostlichste auf Erden überhaupt gepriesen und bildet das Grundthema auch seiner modernen Ethik, das er durch seine Schriften in allen Tonarten zu variiren sucht. Der kleine Roman endlich, in dem das Ganze verschlungen war, besagte, daß das Schicksal, wiewohl es allenthalben überraschend und ironisirend eingreift, doch mit dem klaren Streben des Menschen eben so deutlich im Bunde steht, als es dem unklaren den Untergang bringt: auch dies ein Glaubensbekenntniß, dem wir immer wieder begegnen.

Das Buch verleugnete geflissentlich jede schweizerisch particularistische oder locale Eigenthümlichkeit; es trat vielmehr sofort mit Bewußtsein in die Reihen der französischen Nationalliteratur ein, und das sollte uns billig nicht Wunder nehmen. Geister, deren Phantasie und Erfahrung ein weites Reich umfaßt, haben immer einem großen Ganzen gewidmet, was sie schufen, nur das Gebiet, soweit die heimatliche Zunge klingt, als ihr Vaterland gekannt. Für die französisch Dichtenden aber kommt noch das Dogma hinzu, daß nur in Paris und im Anschluß an seine Weise der mustergiltige Ton und Stil gefunden wird. Wir kennen keine solche Centralisation, aber auch uns erscheint es, seit wir zum Bewußtsein gelangt, welch theures, unvergleichliches Band die Sprache ist, nur als das einzig natürliche, daß ferne Provinzen unter fremdem Scepter, denen ihre deutsche Sprache geblieben ist, auch in allen Richtungen zum Anschluß an das deutsche Wesen drängen.

Was Cherbuliez betrifft, so hatte er zudem ein verlockendes Vorbild. Denn von dem größten aller Genfer, an dem er mit innigster Verehrung hängt, war es ja klar, daß er, auf seine heimatlichen Thäler beschränkt, ohne seine Theilnahme an der tonangebenden französischen Literatur und im Wett-eifer mit ihren glänzendsten Sternen nie der gewaltige Prophet und Reformator geworden wäre, als den die Nachwelt ihn feiert. Einen Platz in dieser Literatur zu verdienen, hatte denn auch unser Autor durch sorgfältiges Studium angestrebt, und dies verhalf ihm zu einer Würdigung ihrer classischen Poesie, wie sie selbst in Frankreich nichts Gewöhnliches ist, während wir andererseits kaum irgend einen Schriftsteller wußten, dem jene Formen des Pariser Salons für seine Darstellung so unentbehrlich geworden.

Und der Erfolg gab ihm Recht. Sein Buch wurde in den Kreisen, an

die es sich vor allen wendet, warm aufgenommen; es eröffnete ihm für sein nächstes Werk den Eintritt in die Revue des deux Mondes, will sagen, die Verbreitung in die ersten Resecabinette der ganzen Erde. Und nicht genug, daß die Revue nach dem großen Erfolg seines ersten Romanes „Graf Kostia“ ohne Ausnahme alle seine Schriften brachte, von denen er seit 1862 jährlich eine in einem kleinen Bande geliefert; sie hat ihm durch einen ihrer besten Kritiker, Emile Montégut, im Bereich ihrer eigenen Blätter noch ein besonderes Denkmal setzen lassen. Darnach ließ auch die gesammte übrige französisch druckende Presse nicht auf sich warten. Sie hat wie in Frankreich, so in Belgien und der Schweiz fast durchgängig seinen Werken das Lob der Meisterschaft gespendet.

In seiner Vaterstadt freilich macht man ihm dauernd zum Vorwurf, wie er trotz seiner Geburt und seiner Familientraditionen weniger Genfer sei, als irgend einer ihrer jetzigen Autoren. Er hat allerdings nur in einer einzigen seiner Schriften ausdrücklich die Scene nach Genf verlegt, und gerade hier hat er bei allen guten Eigenschaften, die er den werthen Mitbürgern läßt, im Ganzen doch ein abschreckendes Bild von der Kleinlichkeit und Engherzigkeit des dortigen Honoratiorenthums gegeben. Aber das Bild war treu und es konnte in seiner Objectivität nur heilsam wirken. Und daß durch seine Schöpfungen immer noch ein gutes Theil heimathlicher Luft weht, das haben die ächten Franzosen, so warm sie ihm entgegenkamen, doch immer herauszuerkennen gewußt. Ihm selbst entgeht das nicht, wie er denn einen seiner Helden einmal sagen läßt: „ich glaube wenig an die Macht der Reisen; die Ideen, die unsere Jugend liebend hegte und die ersten Regungen unseres Geistes erfaßten, lassen unvertilgbare Spuren in uns zurück; man kann vorübergehende Neigungen haben, aber früher oder später kommt man auf die erste Liebe zurück“. So ist bei ihm in der Darstellung oft die wanderlustige, malerische Weise seines Lehrers und Freundes Töpffer unverkennbar, die Natureindrücke, die er an den Ufern des heimathlichen Sees empfing, so mächtig in ihm, daß er den Leser nicht bloß oft ausdrücklich an diese Gestade führt, sondern überhaupt die Katastrophen aller seiner Romane an kleine Orte, an die sich der unmittelbare Verkehr mit einer herrlichen und imposanten Natur knüpft, niemals aber in große Städte verlegt. So ist das kritische Raisonnement, womit der Genfer jedes philosophische Aperçu, jedes religiöse Dogma zu vergegenständlichen sucht, bei ihm besonders wirksam, nur ist es hier erhöht zu der künstlerischen Verbindung von Denken und Schauen, die einst Rousseau zum Meister in der Prosopopöie machte. Vor allem vertritt er die hervorstechendste Eigenschaft seiner Mitbürger, den Kosmopolitismus. Dann, wie in dem Erstlingswerke, bleibt es auch später durchgängig ein Hauptmittel seiner Darstellungskunst, auf den höchsten geistigen Gebieten den Austausch

der Ideen durch Personen verschiedener Nationalität zu bewerkstelligen und den Antheil, den ein ganzes Volksthum an der großen Weltarbeit nimmt, anzudeuten. Es ist offenbar, daß Werke von edlem menschlichen Gehalte, denen diese Form gelingt, zu einem werthvollen internationalen Bande werden müssen, und schon das bloße Streben ist der Anerkennung werth. Für uns liegt die Frage am nächsten, in wie weit bei ihm das deutsche Element zur Geltung kommt.

Doppelte Pietät machte ihm dasselbe werth und verständlich. Sein Vater, an dessen Lebensgang er oft zu erinnern scheint, war es gerade, der an der Genfer Universität die Resultate deutscher Wissenschaft besonders begünstigt; sein Erzieher Töpffer hatte mit dem deutschen Namen sich deutsche Gemüthsart erhalten und seine eigenen reißten Studienjahre fallen nach Deutschland. Obgleich das sociale Leben Frankreichs ihm die unverbrüchliche Form darbietet, und seine Leidenschaft für die bildende Kunst Italien ihm zur zweiten Heimath macht, immer vernehmen wir doch in der dichterischen Empfindung und Stimmung seiner Werke den Wiederhall deutscher Musik und Poesie und sehen den Einfluß deutscher Wissenschaft in der gediegenen philologisch-historischen Basis, auf die er seine Essays gründet; auch die philosophische Weltanschauung, die alle seine Gestalten und Motive umschließt und illustriert, ist deutsches Eigenthum.

Der französische Beurtheiler hat von einer zehnten Muse Namens „Grineis“ gesprochen, die unser modernes Schriftstellertum inspire, und nachdem sie sich zuerst in Lessing in ihrer vollen Hoheit und Unabhängigkeit geoffenbart, dann in dem größten poetischen Genius unseres Jahrhunderts die innigste Verbindung mit dem dichterischen Schaffen eingegangen; in welchem Sinne denn auch Cherbuliez unter die bedeutendsten Epigonen Goethes zu rechnen sei. Das ist viel, aber nicht falsch. Auch bei Cherbuliez ist jeder Gedanke so sorgfältig ästhetisch gewogen, so harmonisch ausgesprochen, daß Absicht und Ausdruck sich fast allenthalben decken; hier wie dort steht das Studium der Natur mit dem der Kunst im engsten Bunde; jede Gegend, jede Blume redet ihre charakteristische Sprache, und der Mensch wiederum mit seinen höchsten geistigen Gefühlen verschwindet als bloße Sache, als kleine Welle in dem großen Ocean der spinozistischen Intuition, die seine Dichtung wie einst die goethesche in einem weiten Rahmen umspannt. Aber freilich, wenn bei Goethe die poetische Inspiration immer das erste, die Reflexion, in die sie sich hüllt, das nachfolgende ist, findet sich bei dem modernen Dichter jedes Motiv sofort in voller verstandesmäßiger Nettigkeit und erlangt erst hinterdein seine ideale Fassung und dichterische Rundung. Er weiß allerdings jenen geheimnißvollen Reiz deutscher Poesie „in bunten Bildern wenig Klarheit, viel Irrthum und ein Fünkchen Wahrheit“ tief zu

empfinden; das schöne Gedicht „die Metamorphose der Pflanze“ gibt in dramatischer Verkörperung zu seinem anziehendsten Romane „Graf Kostia“ gleichsam die Seele ab. Jedoch wie wenig er selbst sich zum lyrischen Dichter berufen fühlt, bezeugt schon im „Kopf des Phidias“ der charakteristische Umstand, daß er ein Gedicht, welches im Gewebe der dortigen Unterhaltungen von Wichtigkeit ist (es hat die Natur des poetischen Schaffens überhaupt zum Vorwurf), nur in Prosa nach erzählen läßt. Auch die einzigen erwähnenswerthen Verse, deren wir uns in seinen Werken entsinnen (im Grand Oeuvre), leiden an der allzu discursiven Form der Conception. Trotzdem würde es uns Wunder nehmen, wenn er sich nicht öfters lyrisch versucht hätte. Vielleicht hat er mit derselben Selbstbeherrschung, mit welcher er alle seine jugendlichen Studien dem Auge des Publikums entzog, auch diese poetischen Versuche unterdrückt; ein Princip, durch welches wir vielleicht verloren haben, er selbst aber gewiß nicht. Er wußte, wo seine Stärke nicht lag. Von seinen Landsmänninnen sagt er einmal, daß, wenn sie schön sind, sie einen eigenthümlichen Reiz besitzen, den man einer geschmückten Prosa vergleichen könne; in diesem Sinne ist seine Muse gleichfalls immer eine schöne Geneserin geblieben, auch wenn sie ihre Lieder in der Fremde gelernt hat. Wenn er anderwärts jene kindlich schöne Seele, seinen Fürsten Vitale, die Sonette Tasso's ans Ohr halten und ausrufen läßt: o die herrliche Musik da drinnen! so weiß er wohl, daß er mit dieser Betonung des musikalischen Sprachelements beim fremden Poeten der Wirkung seiner Prosa keinen Schaden thut, sondern vielmehr die Aufmerksamkeit für die eigene Leistung nach dieser Seite schärft. Kraftvolle wohlklingende Diction ist ganz sein Eigenthum; denn wenn er mit Goethe das Bestreben theilt, überall die menschliche Natur in ihrer Aufrichtigkeit und Ursprünglichkeit abzubilden, wenn er es gleichsam als das höchste Gut wie als die einzige Tugend darstellt, immer im Lichte, unserem wahren Sinn gemäß zu kämpfen, so ist diese anscheinende Natürlichkeit bei ihm doch stets das Werk angestrengtester Reflexion und sorgsamster Bearbeitung, nur daß eben die Künstlerhand den mechanischen Apparat mit dem Scheine müheloser Schönheit umkleidet. Er fühlt sich im Besitze des antiken Princips, an das er im „Kopf des Phidias“ sinnig erinnert: „Wie die Säulen des antiken Tempels in ihrer Neigung zu einander nach einem viel höheren Punkte im Aether gravitiren, als die gothischen Spitzbogen der größten Dome, und so die Seele in leichtestem, unmittelbarstem Aufschwunge dem Ewigen entgegenführen, anstatt wie bei letzteren, einem näheren Himmel sichtlich mühevoller zuzustreben.“ — Für den Kenner freilich liegen die Schwierigkeiten, mit denen er gerungen, zu Tage, und jene Beschreibung, die wir bei ihm von den dürren Stunden des Dichters finden, in denen nichts gelingen will und über die nur die Energie, gleichsam der Wahnsinn verzweifelten Schaffens hinaus-

hilft, kann nur Selbstbekenntniß sein. Aber die Contraste locken ihn und er macht seine Dichtung dadurch besonders pikant, daß er das ungeschminkte Naturell seiner Charaktere durch die engsten gesellschaftlichen Formen hindurchschimmern läßt. Diese letzteren sind ihm allerdings so sehr zur zweiten Natur geworden, daß er selbst seinen niedersten Nebenfiguren, Leibeignen, Kammerjungfern und Dorfgastwirthen einen eigenthümlichen instinktiv noblen Zug beimischt, der sie in gewissem Sinne salonfähig macht.

Aus seiner Neigung, antike Humanität mit moderner Urbanität zu verbinden, haben wir auch die Vorliebe zu verstehen, die er für die classischen Dichter der Franzosen beweist. Ein Deutscher kann es freilich nicht ohne Befremden lesen, wenn dieser so vielseitig ästhetisch durchgebildete Autor, nachdem er die Passion eines seiner Helden für Shakespeare's „Hamlet“ geschildert, sich beeilt hinzuzusetzen: „nicht daß er darin mehr Kunst oder Genie gefunden hätte, als im Cid oder Britannicus!“ — und muß gegen die Art und Weise, in der er uns die Verkennung und Geringschätzung jener Dichter vorwirft, („unsere“ Classifier nennt er sie) ernsthaft protestiren. Denn es ist unwar, daß man dieselben bei uns geslistentlich ignorirte; am allerwenigsten ist es bei Molière der Fall, von dem uns erst kürzlich Graf Baudissin eine vortreffliche neue Uebersetzung geschenkt hat, und der soeben wieder durch Humbert, einen Molièrefenner, um den uns Frankreich beneiden darf, eine fast überschwängliche Würdigung erhalten; auch werden diejenigen seiner Stücke, die von bleibendem und allgemeinerem Interesse sind, von den Bühnen gern hervorgesucht; Döring zählte den Tartuffe, Dawison den Geizigen zu seinen Glanzrollen, und selbst die „gelehrten Frauen“ hat man in Dresden und Prag neulich achtungsvoll aufgenommen. Für Schulen haben wir ganze Molièrechrestomathieen. Was aber die Tragiker anbelangt, so erscheinen ihre Hauptwerke in immer neuen Abdrücken, und es ist kaum ein Gymnasium, wo nicht wenigstens ein Stück (gewöhnlich die Alhalie) gelesen würde. Racine's Esther sah Ref. selbst in einer der bekanntesten Erziehungsanstalten Berlins vor wenig Wochen aufgeführt. Dem gegenüber sind wir doch nur berechtigt zu fragen: wann wird es dahin kommen, daß unsere deutschen Classifier auf französischen Schulen nur in entfernt ähnlicher Weise bekannt werden? und wann wird die französische Bühne mit gleicher Willigkeit gediegenen deutschen Arbeiten ihren Vorhang öffnen? — Das anerkennende Urtheil Goethe's und Schiller's, auf welches Cherbuliez verweist, ist uns, sofern es in jenen Dichtern einen edlen Geist, der immer die Kunst hoch geachtet, und seine sorgfältig geschulten Formen schätzen heißt, nicht fremd geworden, auch wenn unsere Kritik seit Schlegel an manchen ihrer Fehler oft zu kleinlich gemäkelt hat. Wenn aber Herr Cherbuliez es unternimmt, Lessing eine Kritik in die Feder zu dictiren, wie er sie als Philo-

soph des 19. Jahrhunderts hätte schreiben können und darin diese Dramatiker lobt, daß sie die Tragödie verjüngt, indem sie den Personen des antiken Vorwurfs Geist, Sitte und Anstand ihres Jahrhunderts mitgetheilt, sie gleichsam zu ihren Zeitgenossen gemacht; und indem sie dem Fatum die Politik, den Götterlaunen die allgemeinen Interessen, dem Ringen des Menschen mit dem Schicksal die Kämpfe der Leidenschaft mit den unerbittlichen Gesetzen der Gesellschaft substituirt, wodurch sie die erste moderne geworden, — so ist es ja gerade die Kleinlichkeit dieser Motive im Verhältniß zu jenen gewaltigen Mächten, die Verzopfung der Antike, die Hohlheit der Gesellschaft von Ludwigs des XIV. Gnaden und ihres Anstands, was wir nicht verzeihen und weswegen wir die französische Tragödie nimmermehr als legitime Tochter der antiken anerkennen werden, selbst auf die Gefahr hin, womit er uns droht: den Titel der philosophischen Nation zu verlieren, der übrigens in dem Munde der großen Nation immer nur ein zweideutiges Lob gewesen. Verkehrt ist ebenso, wenn Cherbuliez uns einreden will, Shakespeare sei von Lessing, wo er ihn besonders hervorhebt, meist nur als Werkzeug gegen die Alleinherrschaft der Franzosen gebraucht worden; wäre er der Gott seines Jahrhunderts gewesen, so würde Lessing den großen Briten angegriffen, ihm seine gedrechselten Metaphern, die Wiße seiner Clowns, seine Rohheiten, Theatercoups, Todtschlägereien, das Auge Glosters, die Fürsten mit dem Lastträgerdialekt, die Bauern, welche im ersten Act geboren, im fünften gehangen werden, mit Schärfe vorgerückt haben. Es ist leicht antworten, daß der wahrhaft kunstsinige Kritiker zunächst über Auffassung und Anlage des Kunstwerks entscheidet und die Geißelung solcher Unarten erst da am Platze ist, wo äußerer Prunk ein schiefes oder enges Grundmotiv verdecken soll, oder wo das verfehlte Detail zugleich die Gebrechen der Gesamtauffassung kennzeichnet, wie es den französischen Tragikern so oft passiert. Bei alledem bekennen wir, daß gerade der Aufsatz über Lessing trotz dieser dramaturgischen Ungereimtheiten durch die Gründlichkeit, mit der er in die Intentionen unserer deutschen Classiker einzudringen sucht, und die Aufrichtigkeit, mit welcher er sie ehrt, Anerkennung verdient. Wenn er auch nach einer Richtung die stärkste Opposition hervorruft, so gibt er dafür z. B. in der Darstellung des Theologenstreits evidente neue Wahrheiten, und das ganze Charakterbild ist mit den frischesten Farben gemalt.

In ebenso gediegenen Aufsätzen hat Cherbuliez nach jenem ersten Vorspiel über die Antike, worin er sich mit den Fragen über Eklekticismus, Realismus und Idealismus, Classik und Romantik auseinandersetzt, 1863 im „Fürsten Vitale“, und 1866 im „Grand Oeuvre“ seine künstlerischen und geschichtsphilosophischen Ansichten weiter entwickelt und zugleich die Tendenz seiner Romane tiefer begründet. Die erstere dieser beiden Schriften gibt

eine begeisterte Schilderung der Renaissance als des goldenen Zeitalters, in welchem Religion und Kunst aufs Neue unauslösllich verbunden schienen, da der Gott der Christen den unsterblichen Mächten des Parnasses im gemeinsamen Tempel die Hand reichte und der Großwürdenträger der Kreuzesreligion selbst diese Verbindung segnend eingeweiht. Er zeigt dann, wie durch die überstürzende Ungeduld, mit der die religiöse Umwälzung von reformatorischer wie von antireformatorischer Seite dazwischen trat, jener schöne Bund auf immer gesprengt wurde und wie die neue Lebensgestaltung einem allzuspät gebornen Kinde jener goldnen Zeit, das sich von dem Glauben an sie nicht losreißen konnte, grausam die Leher zerbrach und das helle Geistesauge umdüsterte, — wie sie noch heut den Edelsten und Besten, die sie in sich neu zu erleben suchen, die Traumgebilde zerreißt.

Die Probleme, welche das wirkliche Leben in dem Gang der Geschichte und den sittlichen Anforderungen der Gegenwart darbot, versucht er im „Stein der Weisen“ (Grand Oeuvre) zu erörtern. Hatte er früher mit Vorliebe die Lichtseite des Alterthums dargestellt, so zeigt er jetzt, wie dasselbe politisch in dem Princip der Sklaverei den Todeskeim in sich nährt, und indem er als den heilsamen Eimerb der Revolution und der siegreich fortschreitenden Arbeit unserer Tage die wachsende Würde persönlicher Freiheit gegenüber dem Staate preist, erinnert er zugleich, wie auch das Mittelalter vermöge des germanischen Principes der freien Genossenschaften, das es in beiden Ständen, im ritterlichen wie im städtischen mit dem Christenthum verband, den unaufhalt- sam sich entfaltenden Keim des Fortschritts bis zur Revolution in sich schloß. Eine philosophische Weltanschauung geht von Plato über Spinoza zu Hegel. Ueberall ist ihm harmonisches Zusammenschauen alles Schönen und dessen Vereinigung zu neuen edlen Gebilden die Basis. Für die Beurtheilung alles menschlichen Thuns und Treibens aber behält er das kühle deterministische Princip Spinoza's, mit dem er die Leidenschaften ohne Anwillen und Eingegenommenheit wägt und durch erfahrene Seelendirectoren zügeln läßt. Es ist charakteristisch, daß er auch die katholischen Beichtväter, wo er ihnen heilsamen Einfluß zuschreibt, regelmäßig zu Spinozisten macht. Die Welt unter dieser „Form des Ewigen“ zu betrachten ist auch für seine Helden unbeding- tes Erforderniß und selbst seine zartesten Frauengestalten wandeln unwill- kürlich ihre höchsten geistigen Gefühle nach diesen Formeln sofort zu präcisen Begriffen um. Sofern das Böse nach jener Anschauung keine positive Rea- lität hat, wird auch an der Stichhaltigkeit seiner moralischen Begriffe gezweifelt; materialistisch philosophirende Geister, die er wiederholt ein- führt, will er nirgend ausdrücklich ganz widerlegen. Aber Frömmigkeit ist ihm ebenso wie es Rückert ausdrückt, „die Lieb' allein zum Schönsten, was es gibt.“ Aus der neueren Phase der deutschen Philosophie nimmt er den

Glauben an eine sittliche Weltordnung zum Dogma, und wenn er mit Hegel alles Wirkliche für vernünftig erklärt und wie dieser die Ethik in die Philosophie der Geschichte auflöst, so ist doch zugleich das Vernünftigste in der höchsten Form, in der es sich dem Menschengenosse offenbart, als harmonisches Sein thätig und consequentes Wollen seine unwandelbare Forderung an jeden, der auf des Lebens Höhen wohnen will. Eine Sittlichkeit aus dunklem Instinkte gibt es bei ihm nicht: „hell sehen und weit schauen“ heißt sein Wahlpruch; sowohl dem schwächlich schwankenden als dem ohne klares edles Princip starr anstrebenden Willen muß das Lebensziel entchlüpfen. Jenes Ende aller Philosophie aber, „zu wissen, daß wir glauben müssen“, drängt sich bei ihm in die optimistische Spitze zusammen, daß wir die tiefsinnigen Denker des Mittelalters, die den Stein der Weisen suchten und in unablässiger ernster Arbeit freilich diesen, aber ein Höheres, nämlich die Wissenschaft fanden, so noch jetzt jedes tüchtige Streben vom Schicksal zu ungeahntem schönen Ziele hinausgeführt wird. Ein Satz, dessen philosophischer Beweis freilich nicht zu Stande gebracht ist, aber wie der Titel jenes Essays scherzend anzudeuten scheint, in den sinnigen Grundzügen, mit denen er hier markirt ist, auch nur als Ferment weiterer Entwicklung dargeboten wird. Dieser günstige „Zufall“, mit dem das Schicksal dem Verdienste zu Hilfe zu kommen pflegt, bildet in der Anwendung des Dichters den reizvollsten Zauber seiner Novellen, und nur in diesem Sinne ist es auch zu verstehen und zu verzeihen, wenn er Sadoma einen „Zufall“ nennt.

Einer Classification seiner Helden und Heldinnen bietet sich von selbst das oben ausgesprochene antike Princip: „Kraft, die sich selbst kennt und beherrscht, Schönheit, die ihrer selbst genießt“ als Kriterium dar; es wird bei jenen naturgemäß der Accent auf die erste, bei diesen auf die zweite Hälfte des Spruches fallen. So ist Gilbert Savile, der Held seines Romanes „Graf Kostia“ nur darum eine wahrhaft „schöne Seele“, weil in ihm die Kraft dargestellt wird, die ganz in sich beschloffen und sich selbst genügend im unverrückten Streben, überall mit Klarheit das Edle zu schaffen, dazu gelangt, wild dämonische Naturen zu bändigen, eine zarte Blume, die für immer geknickt schien, wieder aufzurichten, überhaupt alles, was in ihren Bereich fällt, beherrschend zu beglücken. —

In dem „Roman einer ehrbaren Frau“ versucht Gh. sodann, die bloße eiserne Willensstärke und Selbstbeherrschung ohne den sittlichen Halt eines klaren und consequenten Lebenszieles im Contrast zu der Schwächlichkeit eines exaltirten Schwärmers zu zeichnen, der sich durch die Leidenschaft des Augenblicks willenlos von Extrem zu Extrem treiben läßt, und Jenen nach einer feurigen Läuterung, die den Helden freilich bis an den Rand der Verzweiflung bringt und doch noch kaum ausreichend erscheint, zum Siege zu führen. — Was hier als tragisches Motiv auftritt, ist dann sofort auch von der komischen Seite gepackt worden: die Caricatur des bloßen starren Wollens ohne vernünftige Erkenntniß seiner selbst und Anderer zeigt im Grand Oeuvre der spleenische Engländer, der sich auf Decennien voraus seinen Lebenslauf ins Taschenbuch schreibt, aber gerade bei dem Hauptpunkte durch den Mißgriff, eine andere Person als sich selbst wie eine Sache mit verrechnet zu haben sehr lächerlich zu Schanden wird; als Kette geht ihm ein Mann von echt besonnener Beschaulichkeit zur Seite. — In „Prosper Randoce“ haben wir das interessante Schauspiel, wie ein anscheinend träger und unklarer Charakter dadurch, daß die in ihm schlummernde Kraft den Impuls einer geeigneten Aufgabe erlangt, zu ausdauerndem edlen Schaffen, damit zum Bewußtsein seiner selbst und zugleich zur festen Ergreifung des Glückes, das er sich entfliehen lassen, erweckt wird.

Seinen Frauengestalten ist gemeinsam, daß sie alle sich ihrer Mittel und ihres Werthes wohl bewußt sind; die ingénue, jene märchenhafte Charaktermaske der französischen Comödie, fehlt ihnen so gut wie gänzlich; künstliche Naivetät und rührende Sentimentalität findet sich höchstens gelegentlich affectirt von einer mittelalterlichen Peruvianerin, deren verspäteter Leichtsinn freilich ohne entsprechenden Erfolg von ihrer eigenen Tochter bewacht wird. — Je mehr aber bei CHERBULEZ die Frauen ihre eigene Würde kennen und die Verehrung, die das Ewig-Weibliche beanspruchen darf, gebieterisch fordern, um so anziehender ist der innere Kampf ihres Herzens, wenn sie es verschrenken, mit sich selbst und dem Geliebten. Rechte Gvatochter, freilich ohne alle Gemüthstiefe, ist schon jene kleine eigensinnige Marquise, die sich als neuste Abwechslung ihrer Raunen den Kunstenthustasmus in den Kopf gesetzt und über die Schönheit eines antiken Kosses sich vier Vorlesungen halten läßt, um schließlich zu gestehen, daß es ihr nur um den Reiter zu thun gewesen. Paule Méré ist eine zarte poetische Erscheinung, die in der Prosa und Niedertracht des gemeinen Lebens, der Scandalsucht der ehrbaren Gesellschaft untergeht. Stolz bis zum Uebermaß weiß dieses Herz nur einmal zu vertrauen und muß durch den Hauch des Mißtrauens für immer gebrochen werden. Wiederum finden wir bei Lucile d'Azado einen Mangel an aller poetischer Schwärmerei, dagegen jenes stille wohlthuende Walten über Alles, was ihrer Sorge bedarf; ein sicheres und einfaches Herzensverständnis, eine Größe im Verzeihen, die sie zu einer höchst sympathischen Figur macht. Der Kampf eines weiblichen Herzens, das in seiner Liebe verzeihen möchte und in seinem Stolze nicht verzeihen kann, das erst durch dieses Ringen sich selbst klar wird, gleichwie es den Geliebten sein wahres Selbst erkennen läßt, ist in Isabella von Vestang (freilich bis zu einer nicht mehr erquicklichen Nuancirung) durchgeführt.

Dieser Katalog mag von dem Reichthum der Charaktere des Dichters bei der unveränderten Einfachheit seines Princips eine Andeutung geben. Er liebt es, in seinen Romanen nur wenig Personen auftreten zu lassen, aber von diesen bis ins Kleinste ausgeführte Studienköpfe zu zeichnen. Seine Nebenfiguren sind immer sinnig gewählt, oft mit hübschem Humor ausgestattet; sie enthalten stets so viel feine Züge, daß sie selbst, wo man mit der Haupttendenz nicht einverstanden sein kann, einen reichen Vorrath werthvoller Genrebilder hinterlassen.

Unter den Nationalitäten, die er verwendet, erscheint uns am gelungensten die italienische dargestellt, der im Noß des Phidias jene naive leidenschaftliche junge Künstlernatur angehört, und die dann im Fürsten Vitale in den mannigfaltigsten Typen lebt und webt, von dem betrügerischen Führer, dem hornirt fanatischen Klosterbruder und dem vulgus philologorum, die an den Schätzen des alten Italiens zehren und in unfruchtbareren Streitigkeiten ausgehen, bis zu dem feinen Epikureer Monsignore Spinetta, der wie allen anderen guten Dingen auch den großen Dichtern und Künstlern ohne religiösen Scrupelkram gerecht wird, freilich nur zu kleinlich-realistisch, — bis endlich zu dem fürstlichen Schwärmer, der mit dem Juden sein Mahl theilt und dem kranken Bettler die Stube kehrt, und bei aller Hoheit der Gedanken doch an der Kirche festhält und ihr seine antiken Lieblingsneigungen wenn auch mit Schmerz zum Opfer bringt.

Die slavische Race hat der Verf. eingehend studirt. Das Russenthum, welches in schlauer Geschmeidigkeit alle Nationen zu verstehen, ihnen die schwache Seite abzugewinnen und dann sie mit dämonischer Despotie zu beherrschen sucht, ist in dem Grafen Kostia und seinem Hofstaat meisterlich beleuchtet. — Während er den mit ritterlichem Anstande gepaarten bon sens fast regelmäßig den Franzosen zuweist, verwendet er englische Charaktere mehr

als lustige Personen (im objectiven Sinne); tieferes Studium des englischen Nationalcharakters verräth er jedoch nicht. Besser gelingt ihm das Bild der Lady; so ist in dem Charakterkopf jener getrösteten Wittve Mrs. Simpson und dem Gemisch von sarkastischer Kampflaune und einem herzlichen Gefühl für alles wirkliche Leiden ein Typus erreicht, wie er leibt und lebt. Auffallend, daß alle Bürger Albions bei Cherbuliez stark ausgesprochenem Nationalismus huldigen, einer Richtung, die bekanntlich in der feinen Gesellschaft Englands allem guten Ton zuwiderläuft.

Deutsche Naturen finden wir ausdrücklich fast nur in dem Aufsatze über Lessing geschildert, und auch dort vornehmlich unter dem Gesichtspunkte ihrer literarischen Thätigkeit. Im Romane hat er uns eine einzige Nebenperson, jenen halb gutartigen, halb verschmitzten Doctor Meergraf aus Frankfurt zugetheilt, auf dessen Besitz wir uns nicht viel einzubilden haben. Aber der interessanteste Held, den er geschaffen, Gilbert Savile, besitzt, obgleich er sein Deutsch à la diable ausspricht, doch so viel gutes deutsches Blut, daß er selbst nach dem Urtheile des Verfassers wenigstens Lothringer sein mußte. Mag er seine weisheitsgraue Jugend, wie sie jetzt in Paris zu Hause, seine rasche Entschlossenheit, die sich mit kühler Selbstbeherrschung und feiner weltmännischer Bildung paart, als französisches Erbtheil beanspruchen; diese poetische Seele, die sich auf Jahre mit einem Halbbarbaren auf dem alten Schlosse zu einsamen Studien einschließt und für sich nichts begehrt, als in ihren Mußestunden an den eigenen Phantasien in den Zaubergärten goethescher Poesie zu wandeln, dieses sinnige Gemüth, das zu einem jungen Freunde eine wahrhaft Jean-Paul'sch romantische Neigung faßt, und später, als ihm statt des Freundes ein liebendes Weib vor Augen steht, ruhiger Fassung bleibt, um erst in der Prüfung eines Jahres zum Bewußtsein der Tiefe seines Gefühls für sie zu gelangen — wer wollte in ihm die deutsche Abkunft verkennen? — Unter den Frauencharakteren steht Lucile d'Azado unserer „züchtigen Hausfrau“ in ihrem stillen Walten am nächsten, und das ganze Werk, in welchem sie auftritt, enthält merkwürdig viel deutsche Anklänge. Didier von Peyrols, ein unthätig flügelnder Hamletcharakter, der ohne Ambition nur seinen Ideen zu leben wünscht, der sich noch am Hochzeitstage vor dem Bilde seiner Braut höher begeistert als vor dem Original, der mit unzerstörbarer Gutmüthigkeit und Sanftmuth einem schlimmen Bruder nachgeht, um ihn ins rechte Geleis zu bringen, — das nannte man sonst in Frankreich deutsch. Umsomehr freuen wir uns, daß diese Figur nicht zum Deutschen gemacht ist. Sein Bruder dagegen scheint nach Balzacs boshafter Charakteristik der Deutschen erfunden, „von denen man nie recht wisse, wo die Tiefe des Gefühls aufhöre und die Berechnung anfange“; es ist uns um des Dichters willen lieb, auch diesen Jüngling, der sich übrigens mit vollkommen gallischer Leichtigkeit über seine Ehebrüche und Coulissenabenteuer hinwegsetzt, als Franzosen vorgestellt zu sehen; ein meisterhaftes Charakterbild und eine Warnung vor ähnlicher gearteten Künstlernaturen unseres Vaterlandes, die in Leben und Kunst auf der Dissonanz zwischen Ueberidealismus und krassem Realismus die Schwebe halten, bleibt er immerhin.

Was wir am unliebsten bei Ch. vermiffen ist wärmere Würdigung des deutschen Familienlebens in seiner Zwanglosigkeit und Solidität; ebenso daß er bei allem Respekt vor dem arbeitenden Volke die Arbeit selbst fast nur unter den Problemen der geistigen Aristokratie und auch da nur aus der Ferne betrachtet. Vielleicht ist das eine Folge seiner vielgerühmten und in ihrer Art beneidenswerthen Unabhängigkeit und Amtlosigkeit. Unseren deutschen Autoren hat es aller Entbehrung zum Troß doch fast immer zum Vortheil gereicht, wenn sie gezwungen gewesen, wenigstens eine Zeit lang in amtlichem Lebensberufe zu wirken. Die Deutschen sind ohnehin in ihren „mo-

ralischen“ wie „unmoralischen“ Büchern immer darauf ausgegangen, im Namen höherer Gesetze gegen werthlose recipirte Formen umgestaltend aufzutreten; dagegen müssen wir bei Ch. bedauern, daß, obgleich er gegenüber dem engherzigen Treiben seiner Vaterstadt einen solchen Anflug genommen, er doch dem Coder der großen, speciell der Pariser Gesellschaft unziemliche Concessionen macht; ja daß er um die Paragraphen desselben gelegentlich einen Nimbus verbreitet, den sie nicht verdienen. In jener Specialstudie französischer Sitten, welche die Schilderung einer vornehmen Ehe enthält, haben die Franzosen selbst nicht ohne Verstimmung eine Schmeichelei für den Pariser Geschmack gewittert. Wie sollten vollends wir uns für einen Helden erwärmen, der einst ein vollendeter Don Juan, nach seiner Vermählung mit einem schönen und feinsinnigen Wesen zu einem alten Liebesverhältniß zurückkehrt, dann als seine Frau dies entdeckt und mit ihm bricht, stellenweis tiefe Reue zeigt, dann sich aus Verzweiflung neuen Liebesabenteuern ergibt und endlich aus Lebensüberdruß sich für die amerikanischen Südstaaten todtschießen lassen will? — wie für eine Frau, welche beide Balzac'sche Frauentypen, von denen die einen bei den Männern die Heldenkraft, die anderen die Hilfsbedürftigkeit lieben, in sich zu vereinigen scheint, und noch den Tag bevor sie sich nach langem Schmolzen mit ihrem Gatten veröhnt, ernstlich Willens ist, mit ihrem seraphischen Anbeter zu flüchten; ja die dann im Epilog von ihrem Reichtvater nur mit freundlichem Lächeln obsovirt wird? Die Zeichnung trägt den Stempel historischer Treue; aber diese Art Wahrheit ist doch, mit Platen zu reden, ein fataler Genuß, und wer möchte es den Franzosen verdenken, daß sie nicht gern in diesen Spiegel eines „achtbaren“ Mannes und einer „ehrbaren“ Frau sehen, zumal wenn ihn ein Fremder, obchon in freundlicher Absicht geschliffen hat? — Sein Bestreben, die Naturkraft der Charaktere innerhalb jener gesellschaftlichen Satzungen zur Geltung zu bringen, zeigt sich noch oft genug als ein mißliches, namentlich sind die Ritterthaten, durch welche seine Helden zu wirken suchen, meist gar zu cruder Natur. Da entreißt der eine mit Lebensgefahr einer gewaltigen Bulldogge einen Handschuh, ein anderer holt eine Blume vom Rand eines furchtbaren Abgrundes, ein dritter einen Fächer aus dem Käfig eines Wolfes. Eine solche Anekdote findet das erste Mal, wo sie bei Ch. begegnet, eine Art von Entschuldigung; aber in den späteren Fällen erinnern wir uns nur immer entschiedener der alten mit Unrecht von Schiller gestrichenen Zeile: ein rechter Mann muß die Frau, die zu einem solchen Wagstück anreizt, ein weibliches Weib den Mann, der es unaufgefordert unternimmt, von Herzen verachten. Ueberhaupt ist öfter die Ritterlichkeit gegen die Frauen, sofern sie in Neußerlichkeiten besteht, auf eine Spitze getrieben, gegen die der gesunde Sinn protestiren muß; namentlich wird viel zu viel gekniet. Man ist versucht, selbst das Schicksal in Cherbultez' Romanen unschicklicher Galanterie anzuklagen. Billig findet bei den Männern die unbeugsame Stärke und Beharrlichkeit, bei den Frauen die zarte hilfsbedürftige Hingebung wahrer Weiblichkeit im Himmel einen Freund, aber daß es auch hier ein Uebermaß gibt, zeigt die allzuhäufige Anwendung und gleichsam Belobigung ihrer Selbstmordversuche. Den Männern freilich leistet der Selbstmordversuch ebenso wie das Duell die guten Dienste, aus falschen Situationen zu befreien; wie vortrefflich bekommen dagegen den Frauen ihre Selbstmordversuche! Stephanie Kostia, die der Tyrannei ihres Vaters entgehen will, gewinnt auf diese Weise das Mitleid und die treue Freundschaft des späteren Gatten; Paule Méré, die sich ihrer Stiefmutter entziehen möchte, findet ein freundlich Asyl in der englischen Familie; Isabella findet bei einem Priester Trost für ihr häusliches Glend, und so mit Grazie weiter. Dolch und Gift wird in schöner Hand nur spiziger und schärfer, nicht minder die

unfittliche Moral, die aus dieser Statistik hervorgeht, daß nämlich das Schicksal die schönen Sünderinnen consequent belohnt. Auch mit seinen gehäuften Blutszenen und den narrotischen Details der Katastrophen zahlt der Dichter einen Tribut an die gallischen Nervenbedürfnisse seiner Leser, der für uns abgeschmackt ist. — Scheint es aber auch dann und wann, als suchte Cherbuliez in diesen Schwächen seine Stärke, so gibt er uns doch so viel schöne harmonisch abgestimmte Bilder zu genießen und so ehrlichen wissenschaftlichen Kampf zu sehen, daß wir seiner Entwicklung mit der Zuversicht folgen, er werde sich sittlich und poetisch der deutschen Anschauung immer mehr acclimatistren. Und das ist es, was uns immer wieder mit warmem Interesse für ihn erfüllt. — d.

Aus den letzten Tagen polnisch-curländischer Selbständigkeit.

(Schluß zu Nr. 40.)

Unsere Mittheilungen aus den Memoiren des curländischen Politikers, der seinen Herzog nach Petersburg begleitet hatte, um in dessen Auftrag die Verhandlungen über die Unterwerfung Curlands unter das russische Scepter zu betreiben, blieb bei einem Zeitpunkt stehen, der für die Absichten Peter Wirons besonders günstig schien. Es war alle Aussicht da, daß man mit dem Herzog und nicht mit jener Partei verhandeln werde, welche die unbedingte Unterwerfung der Ritterschaft betrieb, um dadurch für sich Vortheile zu gewinnen und Rußland in die Lage zu versetzen, Preußen jede Compensation für den neuen Machtzuwachs zu versagen.

Aber bald und ungeahnt trat eine Wendung ein. Herr v. Howen, den wir als Führer der in das russische Interesse gezogenen Partei kennen und der mit Subow, dem Günstling Katharina's, im Einverständnis war, ließ durch seine Freunde darauf hinwirken, daß eine beträchtliche Adelspartei sich für direkte Verhandlungen der curländischen Ritterschaft mit der russischen Regierung aussprach und die Mitwirkung des Herzogs vollständig ausgeschlossen sehen wollte. Dabei wurde geltend gemacht, daß mit dem Aufhören des polnischen Staats auch die Autorität des Herzogs, der ja Vasall der Krone Polen war, verwirkt sei und daß die Ritterschaft nunmehr frei über sich und das Land zu verfügen habe. Der Herzog gerieth auf diese Nachricht hin in die äußerste Bestürzung und ließ den kaiserlichen Ministern ein Memoire überreichen, welches in höchst energischer Weise gegen jede Verletzung der herzoglichen Prärogative protestirte, Howen's Verfahren als „conduite criminelle“ bezeichnete und mit den „idées revolutionnaires“ in Verbindung brachte, welche, von Frankreich ausgehend, in der ganzen Welt spukten. Graf Ostermann antwortete Namens der Kaiserin mit der ziemlich zweideutigen Phrase, „daß Ihre Majestät die Hoffnung hege, die in Curland genommenen Mafregeln würden den Charakter der Einigkeit und verfassungsmäßigen Legalität tragen.“ Der Herzog schrieb sodann Ostermann und Subow, daß er einen Landtag zum Ausgleich der obschwebenden Frage nach Mitau einberufen, aber darauf bestehen werde, Howen und dessen Anhänger von der nach Petersburg abzufsendenden Deputation ausgeschlossen zu sehen. Graf Subow, der unabhängig von den Ministern agirte, ließ dem Herzog mittheilen, er sei bereit, mit dessen Ministern zu verhandeln; als diese dem kaiserlichen Günstling die Instruktionen mittheilten, welche der Herzog ihnen in seine Hauptstadt mitgeben wollte, erklärte Subow sich mit Allem einverstanden. „Als aber“, fährt unser Memoirenschreiber fort, „die Herren v. Wolff und v. Schöppingk (eben die herzoglichen Minister) auf ihrer Reise in Riga eintrafen, erfuhren sie daselbst, der dortige Generalgouverneur Pahlen habe von Subow den Auftrag erhalten, selbst nach Mitau zu gehen und dahin zu wirken, daß Howen's Plan der unbedingten Unterwerfung angenommen und dieser an die Spitze der nach Petersburg abzufsendenden Deputationen gestellt werde.“ —